

Stephanie Bethmann

Liebes(v)erklärungen – ein soziologischer Versuch über die Liebe

Yvonne Niekrenz/ Dirk Villányi Hg. (2008) *LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (248 S., 24,90 Euro).

Vermutlich kennen Sie diese Szene: Zwei dicknasige Comicfiguren am Frühstückstisch; ein Mann, eine Frau, ein zu hart gekochtes Ei. Im Handumdrehen eskaliert die Situation zum Ehestreit. Es geht in diesem Sketch von Loriot um mehr als nur ein Viereinhalb-Minuten-Ei; es geht um die Kompetenz der Hausfrau, um die Anerkennung ihrer Arbeit, um das Eheglück und am Ende sogar um Leben und Tod: „Ich bringe sie um... Morgen bringe ich sie um...“ (Junge 137).

Damit ist treffend auf den Punkt gebracht, was für den Soziologen Niklas Luhmann paradigmatisch für Liebe ist: In Liebesbeziehungen ist sämtliche Kommunikation *persönliche* Kommunikation, d.h. auf die gesamte Person und Individualität der PartnerInnen bezogen. Also wird die ‚Eifrage‘ zur Beziehungsfrage, vielleicht sogar zum Trennungsgrund, so die Analyse von Matthias Junge in den *LiebesErklärungen* (136 ff). Dass Liebesbeziehungen die ‚Zuständigkeit‘ für persönliche Kommunikation übernehmen, hat laut Luhmann mit dem Gesellschaftssystem zu tun, in dem wir leben. In der funktional differenzierten Gesellschaft ist der Mensch „Dividuum“ (140); er erlebt sich immer nur in sozialen Funktionen und Rollen, in denen er sich nie *ganz* gemeint fühlt. Ganzes ‚In-dividuum‘ ist er nur im eigens für diese Aufgabe ausdifferenzierten ‚Intimsystem‘. Damit sich zwei Menschen zu dieser ganz unwahrscheinlichen, intimen Kommunikation zusammenfinden können, bedienen sie sich eines historisch gewachsenen und sozial gelernten ‚Kommunikationscodes‘. Der Code ist das, was man – ungleich romantischer – auch als ‚Liebe‘ bezeichnet.

Diese Analyse ist eine der zugegebenermaßen allesamt recht unromantischen Perspektiven auf Liebe, die der Sammelband *LiebesErklärungen* anzubieten hat. Liebe ist ein Gefühl, irrational und unbeschreibbar, eine Naturgewalt – sagt der *common sense*. Eine Soziologie der Liebe dagegen ist ein ernüchterndes, entzauberndes Unterfangen, warnt einleitend Yvonne Niekrenz (12). Wer mutig ist und weiter liest, dem oder der wird gleich achtzehn Mal die Liebe erklärt. Alle Beiträge basieren auf einem gemeinsamen Grundgedanken:

Obwohl Liebe als etwas ganz ‚Natürliches‘ daherkommt, wird sie (...) sozial und kulturell konstruiert. Sie ist abhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen, von den Orten und Zeiten, in denen sie gelebt wurde und wird. (Niekrenz/Villányi, 9)

Anstatt den LeserInnen ausgehend von dieser Grundannahme das Phänomen und Mysterium Liebe verständlicher zu machen, schreiben einige der AutorInnen jedoch hauptsächlich eine „Liebeserklärung an die Soziologie“ (Niekrenz, 12).

Aufschlussreiche Einblicke in das Thema Liebe bekommt man am ehesten bei den AutorInnen, die sich auch schon in anderen Publikationen intensiv damit befasst haben (Hahn; Hill/ Kopp; Schütze; Illouz; Larcher). Deren Beiträge sind größtenteils Neuabdrucke oder Reformulierungen älterer Publikationen.

Für NeueinsteigerInnen ins Thema ebenfalls interessant sind jene Artikel, die bestehende soziologische Literatur über Liebe wiedergeben: darunter Luhmanns systemtheoretischen Ansatz (Junge), Beck/ Beck-Gernsheims individualisierungstheoretische Perspektive (Poferl), Analysen von Fromm/ Marcuse als Vertreter der Kritischen Theorie (Marz), Giddens Diagnose vom „Wandel der Intimität“ (Kahlert) und eine fiktive Podiumsdiskussion einiger KlassikerInnen der Liebessoziologie (Niekrenz/ Villányi).

Gelingt es den genannten AutorInnen, das Phänomen Liebe aus den spezifischen theoretischen Blickwinkeln darzustellen, so zeigt sich in anderen Artikeln, dass primär soziologische Werke oder Theorien referiert, aber diese nicht oder nicht konsequent genug auf die Liebe bezogen werden (Coelen, Niekrenz, Knoblauch, Winter).

So bildet Thomas Coelen in seinem Beitrag nur die Rolle von Sexualität bei Foucault ab, um die letzte Seite der Einsicht zu widmen, dass wir von Foucault wenig über die Liebe erfahren. Dabei hätte gerade eine Foucault'sche Perspektive sehr ausbaufähige Anknüpfungspunkte geboten, um Liebesdiskursen näher auf den Grund zu gehen. Mit Foucault könnte man eine Perspektive gerade rücken, die sich in vielen Beiträgen des Bandes niederschlägt: Denn oft steht eine naturalisierende Auffassung von Liebe zwischen den Zeilen, bei der Liebe als etwas im Grunde Essentielles aufgefasst wird. Das individuelle, authentische Gefühl wird dann gesellschaftlicher Repression gegenüber gestellt. Am deutlichsten wird dies, wenn Ulrike Marz mit Fromm und Marcuse die Sublimierung und Entfremdung emotionaler Bedürfnisse im Kapitalismus beschreibt (81 ff), aber auch wenn bei Rainer Winters Sennett-Rezeption vom „Umgang mit natürlichen Gefühlen“ (201) die Rede ist oder Heike Kahlert mit Giddens eine ‚Demokratisierung der Gefühle‘ diagnostiziert (182 ff). Müsste man hier nicht nachhaken, wo die Gefühle und Bedürfnisse von Männern und Frauen, die da scheinbar frei, selbstbestimmt und demokratisch verhandelt werden, ihren sozialen Ursprung haben? Gerade hier hätte die Foucault'sche These von der nicht allein *repressiven*, sondern gleichzeitig *produktiven*, *hervorbringenden* Macht Potential gehabt: für eine Analyse, die Liebe wirklich als etwas grundlegend *sozial generiertes* versteht.

Bezeichnend ist, dass nicht ein einziger Beitrag einen gendertheoretischen Bezug im Titel führt. Und ausgerechnet die beiden Artikel, die Geschlecht systematisch zum Thema machen (Poferl, Kahlert), vergeben das kritische Potential soziologischer Analyse. Geschlechterungleichheiten in der Liebe sind für sie zwar existent, aber ein historisches Relikt. Die romantische Liebe hielt

dem Patriarchat lange Zeit den Rücken frei (so konstatierte es schon die Frauenerforschung der 1970er Jahre) und eine (hierarchische) Geschlechterdichotomie ist für sie geradezu programmatisch. Diese Liebe nennt Kahlert mit Giddens aber ein „Auslaufmodell“ (192). Im Kommen sei dagegen die auf Aushandlung basierende ‚partnerschaftliche Liebe‘ und ‚reine Beziehung‘. Kurzum, wir seien auf dem richtigen Wege zu mehr Freiheit, Pluralität und Demokratie.

Die Gleichheitssemantik von Individualisierung und Partnerschaft ist aber auch eine Ideologie, die verschleiende Wirkung hat. Sie setzt freie, autonome Individuen voraus, die in der Liebe bewusste Entscheidungen treffen. Evident ist jedoch, dass das (heterosexuelle) Liebespaar nach wie vor der Prototyp komplementär inszenierter Geschlechterdifferenz ist und damit wesentlich zur Stabilisierung und Romantisierung von Geschlechterhierarchien beiträgt. Und die hegemoniale Geschlechterordnung wird immer noch durch vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in Paarbeziehungen hergestellt. Das funktioniert am besten, wenn soziale Ordnung und persönliche Wünsche quasi in eins fallen, weil die Arbeitsteilung im Geschlechtshabitus internalisiert ist und sich sozusagen wie von selbst ergibt. Von einer demokratischen Aushandlung zu sprechen, verstellt in diesem Sinne den Blick aufs Wesentliche eher als dass es ihn erhellt. Studien, die zu solchen Themen kritische Perspektiven nahe legen, werden in den *LiebesErklärungen* leider gar nicht rezipiert. So schafft der Sammelband es letztlich nur stellenweise, Liebes-Verklärungen und ihren Funktionen entzaubernd entgegenzutreten.

Angesichts dieser unzureichenden Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht ist es letztlich auch nicht verwunderlich, dass Überlegungen zum Zusammenhang von Liebe und Heteronormativität völlig fehlen. Ein Beitrag über Homosexualität zum Beispiel würde sicherlich in keinem Sammelband zu Sexualität fehlen; in den *LiebesErklärungen* hat es dieses Thema lediglich in einige Randbemerkungen geschafft. Umso schlimmer fällt ins Gewicht, wie Homosexualität in Kahlerts Giddens-Rezeption thematisiert wird: als „Rückzug der Geschlechter voneinander“ (192). Dies sei im Gegensatz zu Dialog und Diskurs eine „nicht zeitgemäß[e]“ Reaktion auf den „Geschlechterkonflikt“ (193). Es überrascht doch sehr, dass Kahlert damit Giddens' diskriminierende Äußerungen völlig unkommentiert und unkritisch wiedergibt.

Die abschließende Beurteilung kann angesichts dieser Mängel nicht allzu positiv ausfallen. Das soziologisch hochinteressante Thema Liebe bleibt in diesem Buch trotz der vielen Perspektiven an einigen entscheidenden Stellen unterbeleuchtet. Die am Thema interessierten LeserInnen wären besser damit beraten, auf eine Literaturlauswahl im Original zurückzugreifen. Luhmanns Liebessoziologie gibt es postum herausgegeben in reduzierter, gut lesbarer Form (*Über die Liebe* 2008); Illouz' Thesen der ambivalenten Liebe in der Moderne sind in ihrer Studie *Konsum der Romantik* (2003) aufschlussreicher dargestellt; und es gibt durchaus Forschungsarbeiten, die einen geschlechtssensiblen Blick auf Liebe demonstrieren. Niekrenz' Warnung trifft indes auch auf diese Bücher zu: In der Liebessoziologie geht es unromantisch zu. Dass der entzaubernde

Blick dennoch sehr spannend sein kann, davon haben wir in den *LiebesErklärungen* zumindest eine Ahnung gewonnen.

Irmtraud Hnilica

Archäologie des Foucault-Wissens: Das Foucault-Handbuch zeichnet Leben, Werk und Wirkung des Diskursivitätsbegründers nach

Clemens Kammler/ Rolf Parr/ Ulrich Johannes Schneider (2008) Hg. *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar: Metzler (454 S., 49,95 Euro).

In der Reihe der Metzler-Handbücher neben Freud, Heidegger und Nietzsche einen Band zu erhalten, ist so etwas wie ein akademischer Ritterschlag. Michel Foucault ist diese Ehrung jetzt, 25 Jahre nach seinem Tod 1984, zuteil geworden. Dass dies mit Recht geschieht, dokumentiert der Band deutlich. Die Herausgeber Clemens Kammler, Rolf Parr und Ulrich Johannes Schneider – alle drei ausgewiesene Foucault-Kenner – zeichnen darin Leben, Werk und Wirkung Foucaults nach, übersichtlich gegliedert in Abschnitte zur Biografie, zum Werk, zu Kontexten, Begriffen und Konzepten, zur Rezeption. Hinzu kommt ein Anhang mit Zeittafel und Bibliografie. Was auch immer die Leserin, der Leser nachschlagen möchte – ob es um den Überblick über eine Schrift oder die Präzisierung eines Begriffes wie ‚Diskurs‘ oder ‚Heterotopie‘ geht –, immer ist die Orientierung leicht und schnell anhand des vorbildlichen Inhaltsverzeichnisses zu bewerkstelligen. Dass ein Sachregister fehlt, wie Patrick Baum auf literaturkritik.de moniert, stört darum kaum.

Foucaults Blick, mit dem er auf der auf dem Titel abgebildeten Fotografie an der Leserschaft knapp vorbeischaute, ist schwer zu deuten: ironisch, skeptisch, maliziös? Ebenso opak wirken Leben und Werk Foucaults. Es ist die Leistung der Herausgeber und der vielen Autorinnen und Autoren der Beiträge, ein hohes Maß an Klarheit zu schaffen, ohne sich allzu grober Vereinfachungen zu bedienen. Foucault, das wird deutlich, war auf der theoretischen Ebene ein großer Pessimist – was ihn nicht hinderte, so sehr an die Möglichkeiten politischen Engagements zu glauben, dass er sich selbst daran beteiligte, etwa mit seiner Forderung nach besseren Haftbedingungen in Frankreich. „Theorie und Praxis laufen parallel, sie sind aber nicht auseinander begründbar“ (6), wie die Herausgeber schreiben.

Ähnliches lässt sich auch von der Geschlechterforschung sagen, die von Foucault einige ihrer entscheidendsten Anregungen erhalten hat. Zu denken ist hier an die in *Sexualität und Wahrheit* vertretene These, „dass ‚die‘ Sexualität, also die Annahme, der Mensch habe eine im Körper verankerte sexuelle Natur, eine Erfindung des 19. Jh.s sei“ (85). Gerade die Verabschiedung alter Vorstellungen von ‚natürlicher‘ Sexualität bzw. Geschlechtlichkeit ist ja Kernanliegen